



Geschichtsverein Eberstadt - Frankenstein



Bemerkungen zum Codex Laureshamensis

Wie es dazu kam und woher der Name stammt

Wohl ab der Mitte des 12. Jh. merkten die Mönche des Lorschener Klosters (sie lebten, beteten und arbeiteten nach der Regel des heiligen Benedikt von Nursia), daß es zur Wahrung des Besitzstandes ihrer Abtei notwendig wurde, alle Urkunden zu sammeln, zu ordnen und abzuschreiben, in denen etwas über Schenkungen, Umwidmungen, Lehen und Privilegien verzeichnet war, die irgendwann einmal „dem heiligen Nazarius, dem Abt und den Mönchen“ zuteil geworden waren. In dieser Zeit nämlich verwalteten die jeweils agierenden Klostervögte als weltliche Amtspersonen - immer „im Auftrag des Königs“ - das Klostergut nach eigenem Ermessen, wobei ihr Hauptaugenmerk (mehr oder weniger) auf ihrem eigenen Profit lag. Der weitgestreute Grundbesitz des Klosters, verbunden mit Zoll- und anderen Rechten, drohte zur Dispositionsmasse der adligen Herrschaften zu werden, um ihr Ansehen und somit ihre Stellung beim König zu verbessern; durchaus aber auch, um den einen und anderen bestechlichen Abt „einzukaufen“, der in ihrem Sinne willfährig weiter „entscheiden“ würde.

Diese Klostervögte waren in der Zeit Heinrichs IV. aufgekommen mit der Begründung, der Abt eines so großen und für das Christentum so bedeutenden Klosters müsse unbedingt von allen weltlichen Aufgaben befreit werden, damit er seine ganze Kraft für seine außerordentlich vielfältigen, schwierigen und deshalb arbeitsintensiven kirchlichen Verpflichtungen verwenden könne. (Man verstand es schon damals höherenorts, „das Volk zu verkaufen“.) Natürlich waren die schlimmen Hintergedanken für jeden einigermaßen Gebildeten unschwer erkennbar, aber Abt und Konvent waren machtlos gegen den Spruch des Königs: Kloster Lorsch war seit Karl dem Großen Königsabtei und deshalb dem unmittelbaren Einfluß des Papstes entzogen.

Um die historischen Vorgänge (schließlich war das Kloster im Jahr 764 gegründet worden) auch dem jeweiligen König wieder bewußt zu machen, planten die Mönche zunächst nur eine Chronik, in die alle Privilegien und Schenkungen seitens seiner Vorgänger eingeflochten werden sollten. Nach deren Fertigstellung aber erkannten sie offenbar, daß dies nicht ausreicht: ein Schenkungsbuch mußte angehängt werden, mit einem zwangsläufig wesentlich größeren Umfang, um darin den Gesamtbesitz der Abtei deutlich zu machen, der nicht zuletzt gerade auch durch Schenkungen „kleinerer Leute“ und durch Lehensvergaben des Klosters an eigene Vasallen zustande gekommen war. Für diese Ergänzung wurden alle übrigen Urkunden, die noch zu finden waren, nach Gauen geordnet (Orte aus 82 Gauen sind im Lorschener Codex benannt) und abgeschrieben. So entstand im Anschluß an das Chronicon das Kopialbuch („Abschriftenbuch“) des Klosters. Beides zusammen wurde in einem Codex vereinigt, also in einem Buch, wie es in der Form auch uns (noch) geläufig ist.

[Bis etwa in das 4./5. Jh. waren Buchrollen (rotuli) üblich, wie wir sie noch am Beispiel der Lorschener Litanei („Lorschener rotulus“) kennen oder am Beispiel der Thora, dem heiligen mosaïschen Gesetzeswerk der Juden. Dann aber ging man dazu über, beispielsweise Pergamentblätter bestimmter Größe zu falten und diese Doppelblätter zu Lagen zusammenzuheften. Eine oder mehrere Lagen wurden zwischen zwei Holzdeckel gelegt und am Rücken mit diesen verbunden: das „Buch“ war fertig.] Weil die Römer ihre Sklaven einst zu einer Prügelstrafe an einen Holzblock banden, den sie caudex oder codex nannten, erhielt das entstandene Buch

auch diesen Namen (wie man sagt), und zwar selbst dann, wenn die beiden Holzdeckel in Leder eingebunden also nicht mehr direkt sichtbar waren. Stabile Schließen waren nötig, um das Buch vor dem Aufspringen zu bewahren, denn das Pergament wellte sich leicht, mußte also fest zusammengepreßt werden, auch um einen Zutritt von Feuchtigkeit und Staub zu vermeiden. Zum Öffnen mußten diese metallischen Verschlüsse gegen den Druck der Pergamentblätter regelrecht „aufgeschlagen“ werden, wie wir das heute noch nennen, wenn wir in ein modernes Druckwerk hineinschauen wollen.

Allerdings ist der Begriff „Lorscher Codex“, was nichts anderes heißt als „Lorscher Buch“, erst in unserer Zeit entstanden. Der Lorscher Chronist nannte das von ihm begonnene Chronicon:

TRANSCRIPTIO PRIVILEGIORUM REGALIUM ET APOSTOLICORUM SEU TRADITIONUM LAURESHAMENSIS MONASTERII

(Abschrift der königlichen und päpstlichen Privilegien oder Schenkungen an das Lorscher Kloster)

Der zweite und wesentlich umfangreichere Teil, also das Schenkungsbuch, nennt sich im lateinischen Urtext:

DIVERSAE CHRISTI FIDELIUM TRADITIONES

(Verschiedene Schenkungen der Christgläubigen)

Im Verlauf der folgenden Jahrhunderte wurde die Bezeichnung für das Buch immer mal wieder abgewandelt, bis es im Jahr 1929 schließlich „Codex Laureshamensis“ (übersetzt als „Lorscher Handschrift“) genannt wurde.

Einzelheiten zur Gestaltung

Als Beschreibstoff wurde feines (und teures) Kalbspergament verwendet, die Haut von 110 geschlachteten Kälbern (wer kennt nicht den Ausspruch: „Das geht auf keine Kuhhaut.“) Geschrieben wurde mit dunkelbrauner bis schwarzer pflanzlicher Tinte, die keinen „Tintenfraß“ (keine Zerstörung des Untergrundes) verursachte. Für die roten Anteile des Schriftspiegels wurde Mennige als eine Mischung von Bleioxiden benutzt, die schon aus der Römerzeit bekannt war. Der Schrifttyp wird von den Paläographen (den Gelehrten, die sich mit der Entwicklung und Ausführung alter Schriften befassen) als „*romanische Minuskel*“ bezeichnet, die als Weiterentwicklung der von Karl dem Großen favorisierten und deshalb so genannten karolingischen Minuskel anzusehen ist (Minuskel = Schrift mit Kleinbuchstaben). Eine Vielzahl von Abkürzungen in Form schematisierter Zeichen (z.B. für immer wiederkehrende Silben in der lateinischen Sprache) erschwert uns heute das Lesen; außerdem ist das Latein nicht mehr von der „Sauberkeit in Grammatik und Ausdruck“, wie man es von Cicero gewohnt ist, der allerdings gut zwölfhundert Jahre früher gelebt hat. Wenigstens sind teilweise schon erste Satzzeichen verwendet worden.

Nur an einer Stelle des Codex zeigt sich eine gravierende Schädigung des Pergaments, im übrigen sind lediglich die üblichen Gebrauchsspuren wie z.B. Fingerabdrücke zu erkennen, außerdem einige kleine Skizzen, die vielleicht nur der momentanen Entspannung des Schreibers gedient hatten oder zur Überprüfung der Qualität der zugeschnittenen Schreibfeder. Schließlich finden sich auch noch einige Randnotizen, nach Meinung der Experten aus der Zeit vom 15. bis zum 20. Jh. Jeweils bilden 4 Doppelblätter eine Lage; die einzelnen Lagen wurden übereinandergestapelt, im Falz durchstochen, mit z.B. Darmsaiten vernäht und diese am Rücken verknotet (wie wir das heute auch noch tun).

Der Text wurde platzsparend hintereinander weg geschrieben, wobei der Beginn einer neuen Urkunde durch rote Schrift gekennzeichnet ist. Wie damals üblich, sind nur die einzelnen Blätter auf ihrer jeweiligen Vorderseite fortlaufend gekennzeichnet:

Diese „Folio-Zählung“ erfolgte zunächst mit Großbuchstaben oben in der Mitte, dann mit römischen und schließlich mit arabischen Ziffern. Beim Beginn der Chronik hatte man offenbar noch nicht bedacht, wie umfangreich das Gesamtwerk werden könnte, so daß die Buchstaben des Alphabets eben nicht ausreichen würden. Insgesamt sind im Lorscher Codex 3836 Urkunden-Abschriften enthalten, deren Originale aus dem ehemaligen Klosterarchiv spurlos verschwunden sind. Eine Übereinstimmung mit der Urschrift ist also leider kaum mehr nachprüfbar. Dennoch ist dieser Dokumentations-Schatz außerordentlich wertvoll. Das Chronicon enthält 166 Urkunden-Abschriften „hochgestellter Persönlichkeiten“, die immer wieder durch eigene Texte zur Klostersgeschichte miteinander verbunden sind. Dabei möge man bedenken, daß zwischen frühen Ereignissen und deren Niederschrift Jahrhunderte vergangen waren. Die mündliche Überlieferung spielte also eine ganz große Rolle; vielleicht konnte manchmal auch der eine und andere Hinweis in heute ebenfalls nicht mehr auffindbaren Annalen weiterhelfen. Im Schenkungsbuch sind dann die Urkunden-Abschriften innerhalb der nach Gauen angelegten Ordnung nochmals nach den einzelnen Regionen bzw. Ortschaften gegliedert. So manches dieser Dörfer ist nicht mehr vorhanden (aufgelassen) oder in einer benachbarten größeren Gemeinde aufgegangen, doch jeden Bürgermeister oder Ortsvorsteher freut's, wenn er noch heute einen Bezug zu seinem Einflußbereich findet, der Anlaß zu einem Volksfest gibt oder sogar für den Tourismus dienlich sein kann.

Wo ist der Original-Codex abgeblieben?

Zum Glück hat der Lorscher Codex nicht das Schicksal der übrigen Klosterbibliothek geteilt, die ehemals wohl etwa 500 Bände umfaßte und heute „über alle Welt verstreut“ ist. Mit der Reformation in der Pfalz und der damit verbundenen Aufhebung des Klosters kam der Codex nach Heidelberg. (Vielleicht verblieb er zunächst noch für einige Zeit in Lorsch, da aus der Abtei ein „kurpfälzischer Verwaltungssitz“ geworden war.) Jedenfalls kam er um 1650 nach Mainz, weil die Pfalz den Wittelsbachern überlassen worden war und die Bergstraße mit Lorsch wieder an Mainz zurückfiel, das sie im Jahr 1461 an die Pfalz verpfändet hatte. (Der Erzbischof hat also das Gebiet wieder zurückerhalten, das einer seiner Vorgänger, aus welchen Gründen auch immer, der Pfalz verpfändet hatte.) Als dann der Mainzer Erzbischof (der nun in Lorsch das Kurfürstliche Haus hatte erbauen lassen, um einen Verwalter für das Wald- und Jagdgebiet des Odenwaldes dort einzusetzen) vor Napoleon nach Aschaffenburg fliehen mußte, nahm er den Codex mit. Doch schließlich gelangte das wertvolle Buch über Würzburg nach München ins bayrische Hauptstaatsarchiv. Im 20. Jh. erinnerte man sich daran, daß doch eigentlich die Dinge dorthin zurückkehren sollten, wo sie einmal entstanden sind. Dazu und diesbezüglich wurde das sogenannte Provenienz-Prinzip bemüht (Provenienz = Herkunft, Ursprung von Waren), aber eben nur halbherzig, denn: München liegt in Bayern, Lorsch gehört zu Hessen! Also schuf man einen Kompromiß: Der Codex kam 1993 in das Staatsarchiv Würzburg, „unweit“ von Lorsch, aber doch noch in Bayern. Jetzt allerdings kann das Original unter Verschuß bleiben und fürderhin geschont werden, denn es existiert nun endlich eine Anzahl von sogar recht preiswerten Faksimiles. Jede dieser Nachbildungen der Urschrift gibt die 235 Pergamentblätter in guter Darstellung auf Papier wieder; außerdem liegt ihr Gewicht deutlich unter dem des Originals, was den Umgang mit dem Werk erheblich vereinfacht. Und nun hat sogar Lorsch seinen Codex wieder, wenn auch nur als (recht originalgetreue) Nachbildung.

Abschließend sollen die fleißigen Schreiber-Mönche nicht vergessen werden, die ihr Werk als Gottesdienst betrachteten und es deshalb sehr sorgfältig ausführten. Das Chronicon war fast komplett „von einer Hand“ geschrieben worden, am großen Rest haben gut 12-15 Schreiber gearbeitet.

Anhang:

Die Herstellung von Pergament als Beschreibstoff und von Tinte

Bei Pergament handelt es sich um nach uraltem Verfahren enthaarte, getrocknete und geglättete (aber nicht gegerbte) Esels-, Ziegen-, Schafs- oder Kalbshaut. Letztere ist von besonders hoher Qualität, und zwar vor allem dann, wenn das betreffende Tier geschlachtet worden ist (in der Haut von verendeten Tieren stockt das Blut, so dass sich das Pergament im Lauf der Zeit stellenweise optisch ungünstig verändert.) Beschrieben wurde die vorbereitete Tierhaut auf der Haar- und auf der Fleischseite. Oft wurde Pergament mehrmals verwendet, wozu die jeweils nicht mehr interessante Schrift abgeschabt oder abgewaschen wurde. Man spricht dann von einem „Palimpsest“, dem „Abgeschabten“.

Die Legende sagt, daß König Eumenes II. von Pergamon (197-159 v.Chr.) in seiner Stadt als Konkurrenz zur größten Bibliothek des Altertums (Alexandria) ebenfalls eine Büchersammlung aufbauen wollte. Wohl aus Neid wurde das ägyptische Monopol der Papyrusherstellung durch Ausfuhrstopp dazu genutzt, ihm den damals üblichen Beschreibstoff vorzuenthalten. Also ließ er nach einem neuen suchen, der schließlich sogar (im 4. Jh. n.Chr.) den spröden Papyrus für Bücher endgültig ablöste. (Erst im Lauf des 13. Jh. setzte sich das Papier durch, eine chinesische Erfindung, die in der Folge des tatsächlich einzigen Krieges zwischen China und Arabien über die Mauren nach Spanien und somit in das Abendland kam.)

In einer Handschrift aus der Zeit um 800 heißt es zur Pergament-Herstellung:

„Lege die Haut in Kalkwasser und lasse sie drei oder mehr Tage in ihm liegen. Spanne sie dann in einem Gestell aus, schabe sie auf beiden Seiten mit einem scharfen Messer ab und lasse sie trocknen.“ Die getrocknete Haut wird nochmals mit einem Schabeisen geglättet und wird dadurch insgesamt schwach durchscheinend, weshalb man in Fotokopien alter Schriften oft noch Bild und Schriftspuren von der jeweiligen Unterseite erkennt. Zur besseren Tintenhaftung wurde die Arbeitsfläche - vorzugsweise von angelsächsischen Schreibern - noch mit Bimsstein abgerieben; ein Verfahren der Endbearbeitung, das die irischschottischen Wandermönche mit auf das Festland brachten.

Tiefschwarze Tinten aus Ruß und Baumharz wurden offenbar schon im 3. Jt. v.Chr. verwendet. Sie bleichen nicht, sind aber feuchtigkeitsempfindlich. Die Mönche hingegen benutzten vor allem licht- und wasserbeständige sogenannte Dornentinten:

Dornenzweige von Schlehen (Schwarzdorn) werden im April oder Mai kurz vor dem Ausschlagen geschnitten und einige Tage liegen gelassen. Dann wird die Rinde abgeklopft, mit Wasser angesetzt und wiederum drei Tage stehen gelassen. Sodann wird das inzwischen rotbraun verfärbte Wasser abgossen, aufgekocht und erneut mit der Rinde versetzt. Der Vorgang wird einige Male wiederholt, bis die Rinde völlig „ausgelaugt“ ist. Schließlich wird die Brühe - der Haltbarkeit wegen - mit Wein eingekocht und in einem Pergamentsäckchen an der Sonne getrocknet. Zum Schreiben wird das Pulver in Wein aufgelöst.

Seit dem 3. Jh. n.Chr. sind auch die Eisen-Gallus-Tinten nachweislich bekannt:

Metall-Salze (Eisen- und Kupfersulfat), Gerbstoffe (z.B. Galläpfel), Bindemittel (vor allem Baumharz), Lösungsmittel (Wasser, Wein, Bier oder Essig) und „verschiedene Zusätze“ werden zusammengemischt und liefern wischfeste Tinten, die aber leicht bleichen und den Beschreibstoff angreifen können („Tintenfraß“ bei Pergament).

Das „Rubrizieren“ (Rotmachen) stammt von den Römern, die ihre Gesetzestitel rot zeichneten: rubricatus = rot gemalt. Rote Tinte wurde aus dem Pigment Mennige (lat.: „minium“; ein Bleioxid) oder aus Zinnober (ein rotes Quecksilbersulfid) hergestellt. Aus „minium“ entstand übrigens die Bezeichnung „Miniatur“.

Literatur: Vera Trost „Skriptorium“, Chr. Belser Verlag, Stuttgart 1991; ISBN 3-7630-1212-5.

Helmut Speckhardt